

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 193 (1914)

Artikel: Die schöne Rose

Autor: Kambli, W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374512>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

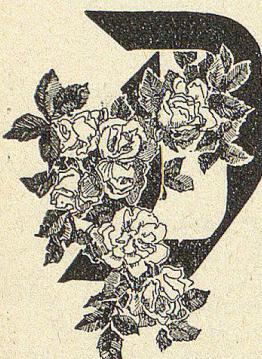
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die schöne Rose.

Von W. Kambli.



Die schöne Rose war des Pintenwirts zu Mühldorf einzige Tochter, groß, schlank, schwarzhaarig, glutäugig, von edlen Formen, gemessenen Bewegungen, wohlüberlegten Worten, für gewöhnliche Schmeicheleien unempfänglich, und darum galt sie für stolz, für stolz auf ihre Schönheit bei allen denen, die sie nicht näher kannten. Und wem hätte sie ihr Herz erschlossen? Ihre gute Mutter lag längst auf dem Friedhof, ihre einzige Freundin hatte sich nach auswärts verheiratet, vor ihrem eigenen Vater konnte sie nicht die rechte Achtung haben, denn der war eine gefallene Gemeindegröße, hatte sich als Friedensrichter und Notar Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen und war nun als Pintenwirt der Ratgeber aller derer, die eine faule Sache hatten. So bestand die Rundschaft einerseits aus zweifelhaften Leuten, die um des Vaters willen kamen, anderseits aus jungen Burschen, welche die schöne Rose anzog, obgleich sie über die erste Jugend bereits hinaus war, und ihre schönen Züge allmälig etwas Herbes annahmen.

Die brave, sittenstrengste Tochter konnte sich in dieser Umgebung unmöglich wohl fühlen. Warum schüttelte sie nicht den Staub von den Füßen und suchte auswärts Stellung? Sie hätte die besten Engagements erhalten können, denn in den fremden Sprachen war sie nicht unbewandert und ein wohlstandiges, edles Gebaren lag ihr im Blute. Wollte sie den alternden Vater nicht verlassen? Fürchtete sie, er sinke ohne sie tiefer und tiefer? Wohl möglich, denn sie allein hatte noch etwelchen Einfluß auf ihn. Er müßte sich in seinen bessern Stunden auch sagen, daß er ihr Lebensglück zerstört habe. Aber für gewöhnlich bekam sie von ihm mehr bittere als freundliche Worte, denn er konnte es nicht verwinden, daß sie die reiche Partie ausgeschlagen, die er so fein für sie eingefädelt hatte. Sie aber wollte sich nicht verschachern lassen, am allerwenigsten von ihrem eigenen Vater. Es war noch ein anderes Band, das sie festhielt, ihr Schulkamerad, der arme Johann, der ehemalige Kleinbauer und nunmehrige Taglöhner, der mit seiner Mutter zusammen ähnlich hauste wie sie mit ihrem Vater. Als er vor Jahren in aller Form, damals noch beim Herrn Friedensrichter und Notar um die Hand seiner lieben Rose geworben hatte, denn er wußte, daß sie ihm gut war, war er so hochmütig abgekanzelt worden, daß er lange das Haus mied und nicht ein zweites Mal mehr fragte. Auch hatte inzwischen sein Vater ein trauriges Ende genommen, man hatte ihn im Walde erhängt gefunden, und nachher war das Güttchen auf die Gant gekommen. Die Familie war also sichtbar herabgekommen; wie weit der Friedensrichter die Hand mit im Spiele hatte, war nicht leicht zu entwirren.

Seit einiger Zeit schien der arme Johann dahinter gekommen zu sein. Er war vom Friedensrichter im Großen bestohlen worden. Über wie konnte er es ihm beweisen? Der gesetzeskundige Fuchs war ihm hundertmal überlegen — und die schöne Rose? So nahm er denn zu einem sehr kleinen Mittel Zuflucht; er suchte ihr den Raub im Kleinen wieder abzuzeigen. Des nachts stahl er Holz in dem Wald, der nun dem Pintenwirt gehörte und ursprünglich sein Eigentum gewesen, und über Tag sprach er öfters in der Wirtschaft vor, um ihn auszuspionieren, mit ihm zu spielen und ihn zu unüberlegten Neuerungen zu verlocken. Dem Blick der schönen Rose wich er aus. Dieser entging die Veränderung in dem Burschen, der ihr nicht gleichgültig geworden war, nicht. Denn zur natürlichen Zuneigung hatte sich aufrichtiges Mitleid gesellt. Und doch, wie durfte sie ihm einen Vorwurf machen? Daß etwas nicht in Ordnung sei zwischen den beiden Familien und daß ihr Vater der schuldigere Teil sei, mußte sie ahnen, aber es gelüstete sie nicht, den Schleier zu lüften, auch konnte sie nicht hoffen, vom Vater die reelle Wahrheit zu vernehmen.

Eines Abends beobachtete sie unbemerkt den armen Johann beim Spiel. Plötzlich trat sie flammenden Blickes vor, entriß ihm die Karten und schleuderte sie auf den Tisch, ehe er sich's versah mit den Worten: „Du spielst falsch, und du bist falsch, schäme dich doch, daß hätte ich dir nicht zugetraut. Bei einem andern wäre es mir gleichgültig gewesen, bei dir nicht.“ Sie war wie eine schöne Furie anzuschauen, hoch aufgerichtet. Dann aber sank ihre Gestalt wieder zusammen, sie stürzte hinaus und verschloß sich in ihrer Kammer; auf den heiligen Born folgte ein Tränenstrom, über den sie fast nicht Herr werden konnte. Die ganze Nacht schloß sie kein Auge. „Wenn wir auch nicht zusammen glücklich werden können, was liegt zuletzt daran? wenn er nur brav geblieben wäre!“ Das waren die Gedanken, die sie folterten.

Die andern Mitspieler, darunter auch der Vater der Rose brachen in wieherndes Gelächter aus über die wilde Hummel, der arme Johann aber ward blaß wie eine Leiche und mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um seine innere Aufregung zu verbergen. Alm liebsten wäre er der Tochter nachgeeilt und hätte ihr das ganze Elend seines Zustandes gebeichtet, aber er blieb wie gebannt sitzen und versuchte mitzulachen, was jedoch nicht recht gelingen wollte. Von diesem Auftritt an umschlich er noch ein paar Abende in der Dämmerstunde die Pinte, aber Rose tat ihm nicht den Gefallen zu erscheinen, hinein wagte er sich nicht. „Wenn du ein Mann bist, trittst du mir offen unter die Augen“, sagte sie beständig zu sich selbst, obschon es ihr fast das Herz abdrückte; wie gerne wäre sie zu ihm hinausgeeilts, war nicht auch sie zu weit gegangen? Aber Rose war über die erste Jugend hinaus und verstand es, sich zu beherrschen. Ob das gut war?

Nach ein paar Tagen hieß es, der arme Johann habe beim Holzen im Wald ein Unglück gehabt, es hatte ihn eine stürzende Tanne getroffen, zwar nicht zu Tode, aber das rechte Bein war zerschmettert. Von der Unglücksstätte weg war er gerade auf die Bahnhofstation und von dort in's Spital in der Stadt spediert worden. Wer sollte der alten Mutter, der armen Elsbeth, die Schreckensbotschaft mitteilen? Die Männer sagten, das sei Frauensache. Rose entschloß sich zu dem schweren Gang, es war ihre Pflicht. Sie schritt nicht eben schnell, es wogte ein ganzer Aufruhr von Gefühlen und Gedanken in ihr: Ist das Unglück ganz zufällig begegnet? Sie konnte es nicht glauben. Wie lange schon trieb er doch diese Hantierung und hatte dabei auch an abschüssigen Stellen, geschweige denn auf ebenen Parzellen wie diesmal, noch niemals Schaden genommen. Wenn sein ganzes ehemaliges Ehrgefühl wieder erwacht wäre? — Sie hatte das Häuschen erreicht und trat durch die niedere Tür in die ärmliche Stube. Sie hatte nicht mehr schonend vorzubereiten, die Nachbarskinder hatten in jugendlich unbesonnem Ungestüm bereits die Schreckenkunde gebracht und diese hatte ihre traurige Wirkung schon ausgeübt. Die alte Mutter lag mit geschlossenen Augen im alten Sorgenstuhl mit unsäglich traurigem Ausdruck auf dem einst

schönen Angesicht, still und einsam, nur von der Katze umschmeichelt, als ob diese helfen wollte. Nun riß sie die Augen auf, der Blick war irr, sie redete unverständliche Worte, jetzt weinte sie, jetzt lachte sie, jetzt erkannte sie die Rose und plötzlich zog es wie ein Licht über ihr Angesicht. „Das ist schön, daß du kommst, meinen armen Johann endlich zu erlösen. Jetzt wird wieder alles gut. Aber du hast lang gewartet. Das ist brav von dir, daß du ihn nicht verachtst und seine Frau werden willst.“ Und sie umschlang und küßte die Tochter als ihre einzige aber sichere Rettung. Diese mußte alles geschehen lassen. Sie konnte der Wahnsinnigen unmöglich den schönen Wahn zerstören. Sie konnte ihr nur freundliche, beruhigende Worte geben und die taten ihr sichtlich wohl. Kurz entschlossen verblieb sie bei der armen Geisteskranken zu ihrer Pflege. Alles Protestieren des Vaters half nichts, diesmal blieb sie fest; sie war

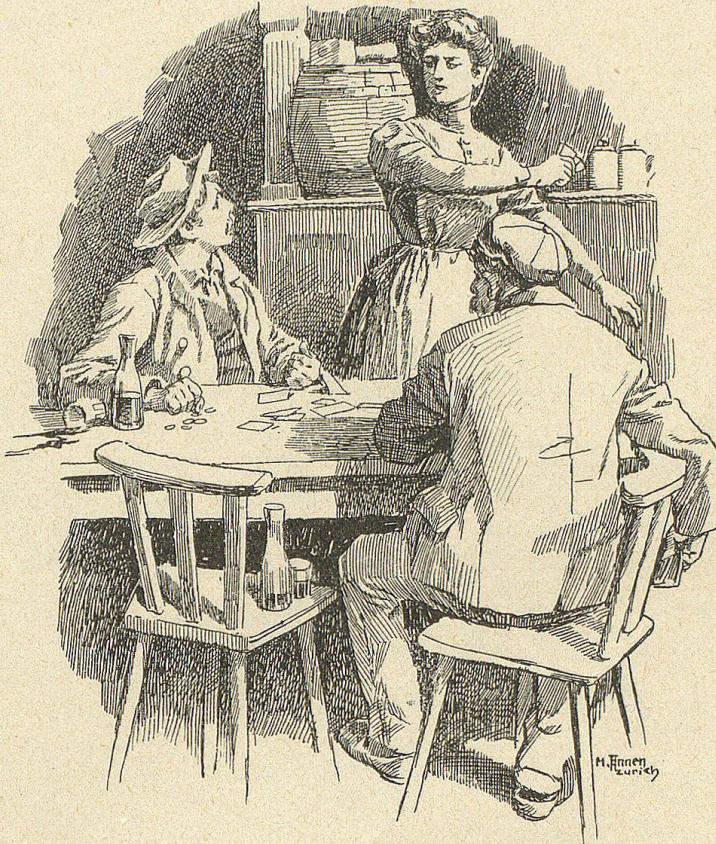
nicht mehr das unselbstständige, fügsame Kind von ehedem. Sie wußte, was sie wollte. Und die Bevörde war mehr als zufrieden, es blieben ihr ja so die Versorgungskosten erspart. Mit rührender Geduld pflegte sie die Kranke, auf alle ihre verwirrten Ideen eingehend, als ob sie Psychiatrie studiert hätte, die Liebe gab es ihr wie von selbst ein. Ihre Geduld wurde nicht auf eine zu lange Probe gestellt. Auf die Aufregung folgte Erholung und eines morgens hatte ein Schlag dem qualvollen Dasein ein Ende gemacht. Rose rüstete alles zu zum letzten Gang. Es war das erste Mal, daß sie einen Todten einkleidete, aber sie war stark, es war ihre Pflicht und darum hatte sie die Kraft. Als alles in Ordnung war am Abend vor dem Begräbnis, setzte sie sich in der öden Stube an den alten Tisch und nun kam das Schwerste, der Brief an den armen Johann im Spital.

Wohl eine Stunde lang hatte sie still vor sich hin geweint, dann griff sie endlich zur Feder und schrieb: Lieber armer Johann! Ja, Du bist doppelt arm. Du bist ein Krüppel geworden und nun ist noch Deine gute arme Mutter gestorben und Du kannst ihr nun nie mehr in die treuen Augen sehen, und nicht einmal ihrem Sarge folgen. Ich kann Dich nicht trösten, denn ich bin selber arm und friedlos in meiner Seele. Ich kann nur

Eines tun, Dich um Verzeihung bitten und Dir sagen, daß ich Dir helfen würde, wenn ich nur könnte und zwar nicht mit Strenge, sondern mit milder herzlicher Liebe. Aber es ist ja zu spät. Wir haben unser Glück verdorben. Gott gebe Dir Kraft, meine Kraft ist zu Ende. — Verzeih! — Nichtwahr, wir wollen einander vergeben, aber einander nicht vergessen? Ich habe Dich so lange lieb gehabt, daß ich Dich nie vergessen kann. Mir ist bange um meine und um Deine Zukunft. Dir wird es wenigstens nicht an herzlichem Mitleid fehlen. Ich kann nicht mehr weiter schreiben. Deine tiefbetrupte Rose.

P. S. Die Mutter muß ganz sanft eingeschlafen sein; sie hat den Frieden gefunden.

Mehrere Male war sie im Begriff, die Zeilen wieder zu zerreißen. Aber was sollte sie denn anderes schreiben? Die Wahrheit, nichts als die bittere Wahrheit.



Eine Antwort kam nicht. Ob er noch nicht schreiben konnte oder nicht schreiben wollte?

Aus der schönen Rose war eine herbe, aus der herben eine traurige geworden. Aber ihre Prüfungszeit war noch nicht vorüber. Kaum war sie zu ihrem verbitterten Vater, dem sie zum ersten Mal offen getrokt hatte, zurückgekehrt, als auch dieser sich auf's Krankenlager legte. Böse Zungen behaupteten, der Tochter zum Trok, er habe sehen wollen, ob er eben so gut verpflegt werde wie die geisteskranke Elsbeth. Ob anfangs Simulation dabei war oder nicht, seine Kräfte verfielen rasch, wie es bei einem alten Trinker zu geschehen pflegt. Er bekam von Zeit zu Zeit einen Anflug von weicher Zärtlichkeit. Die Tochter sollte ihm den Inhalt des Sekretärs auf's Bett ausschütten, er wollte ihr zeigen, wie er für sie gesorgt und gespart habe, aber sie ging nicht darauf ein. Es eckelte ihr vor diesem Gelde, das doch nicht auf ehrliche Weise zusammen gekommen. Dann fieng der Kranke wohl an zu poltern und ihr Vorwürfe zu machen, er faselte von kindlichem Undank und dergleichen. Sie aber hatte die Kraft, an sich zu halten und zu schwiegen. Er wollte um keinen Preis sterben, aber der Tod kam doch. Als ihm die Tochter die gebrochenen Augen geschlossen, hatte auch dieses Antlitzen einen friedlichen Ausdruck, der Tod ist ja der große Gleichmacher.

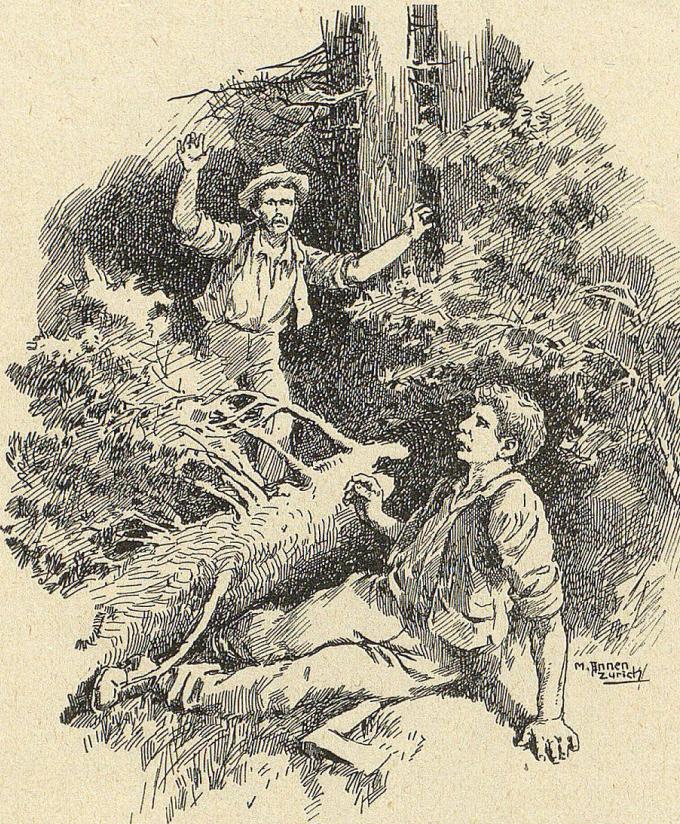
Als alles vorüber war, am zweiten Tag nach der Beerdigung, öffnete Rose endlich den Sekretär, einmal mußte es ja doch sein. Zuerst suchte sie nach Andenken an ihre selige Mutter. Sie fand ein vergilbtes Bild, das sie als zirka dreißigjährig darstellte, gerade in dem Alter, das die Tochter nun erreicht hatte. Die Bütze hatten Ahnlichkeit, aber diejenigen der Mutter waren viel weicher, in den Augen lag Trauer. Es sagte ihr viel, aber nichts Gutes vom Vater. „Die Mutter kann auch nicht glücklich gewesen sein.“ das war ihr ausgemacht. Sie stellte das Bild zu sich. Dann kam der übrige Inhalt an die Reihe: Geld, Wertpapiere, Schulscheine, angefangene Briefe. Das Geld steckte sie ein, das Uebrige durchging sie gewissenhaft, aber von Minute zu Minute wurde sie unruhiger. Woher alle diese Obligationen und Schulscheine? Da und dort waren auch die ursprünglichen Zahlen ausgekrazt und andere ein-

gesetzt. Der Vater hatte ja gar nicht alles decken können beim Krach vor fünf Jahren und woher nun dieses Geld? Sie schleppte alles in die Küche hinaus und übergab Bettelchen um Bettelchen dem Feuer, dann kam ihr ein Schulschein in die Hand, lautend auf die eben verstorbene Elsbeth, er wanderte auch in die Flamme. Sie entriß ihr das brennende Papier wieder und hielt es in die Höhe, nach Herzensus lust sich an der schnell leckenden Flamme weidend. Da fiel ein brennendes Stück hinunter auf die andern Papiere und die noch halb gefüllte Bündholzschachtel. Sie wisch schnell zur Seite, aber dabei fing ihr Kleid

an offenen Herdloch Feuer und nun hatte sie genug zu tun, die Flamme von sich selbst abzuwehren. Als ihr das endlich mit Aufbietung aller Kraft gelungen, stand die Küche bereits in hellen Flammen, die Wertpapiere waren verkohlt, das Haus selbst in größter Gefahr. Sie leerte mechanisch Wasser in die Flamme, aber es dämpfte sie nicht. Die Leute waren aufmerksam geworden und drangen in den brennenden Raum ein. Über das rasche Deffnen der Tür wirkte wie ein Blasbalg, das Feuer schlug hoch auf und Qualm und Hitze zwangen zum Rückzug. Bis in einem Bauerndorf die Löschmannschaft mobil ist, dauert es bekanntlich eine geräume Zeit. Das Haus

brannte nieder. Rose hatte Kleider und Haushalte retten können; aber es schien ihr am Retten nicht sonderlich viel gelegen zu sein. Als sie ein paar grobe Späße der Löschmannschaft vom Ausräuchern der Fuchshöhle und dergleichen hatte mitanhören müssen, schlich sie weinend davon, um den ganzen Plunder sich nicht mehr kümmernnd.

Es fehlte nicht an Nachbarn, die ihr bereitwillig ihr Haus anboten, der selbstbewußtesten Rose mußte man so wie so keinen Dienst gratis erweisen. Sie lehnte dankend ab und zog fort. Jetzt hatte sie daheim nichts mehr zu tun. Der Abschied wurde ihr gar nicht sonderlich schwer, die ganze Vergangenheit war im Feuer begraben, es war so das beste für sie selbst, für den verstorbenen Vater, für das ganze Dorf. Sie fuhr in die Stadt. Der erste Gang war in's Spital. Eben war der arme nun einbeinige Johann entlassen worden, er hatte merkwürdig schnell gelernt, an Krücken zu gehen. Er mußte im Zug ge-



essen haben, der mit dem ihrigen kreuzte. Wieder waren sie aneinander vorbeigefahren, ohne sich finden zu können. Es sollte nicht sein! Rose war traurig und doch für den Augenblick erleichtert. Was hätte sie zum armen Johann sagen, wie hätte sie ihn trösten können? Sie war ja nun heimatlos. Und doch, ihm die Hand drücken und ihm sagen: Sieh, nun sind wir, was den Stand anbelangt, gleich, — das hätte gewiß beiden so wohl getan. Es sollte nicht sein.

*

Es sind zwei Jahre verflossen. Die Rose geht in schwarzem Kleid, das ihr trefflich steht und ihre ernste Schönheit so recht zur Geltung kommen lässt, an jeder Hand ein fein herausgeputztes kleines Mädchen, durch die Gerechtigkeitsgasse.

Die Dame des Hauses, in dem sie eine Dienststelle angenommen hatte, war gestorben. Vom Stubenmädchen war sie zur repräsentierenden Haushälterin vorgerückt. Die Kinder hingen an ihr wie an ihrer eigenen seligen Mutter, sie hatte etwas so Sichereres und Bestimmtes, man wußte in ihrer Nähe immer so gleich, was erlaubt und was verboten, was gut und was böse sei. Der Herr des Hauses behandelte sie mit steigender Ehrerbietung. Sie wußte, daß der Tag nicht mehr ferne sei, da er um ihre Hand anhalten würde und sie

wußte nicht, sollte sie dann ja oder nein sagen. Der Herr war ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle und die Kinder waren ihr an's Herz gewachsen schon darum, weil sie keine Mutter mehr hatten. Also sie wandert durch die Gerechtigkeitsgasse. Da plötzlich bleibt sie wie versteinert stehen. Am Fenster einer Schneiderwerkstatt sitzt ihr Johann und näht drauflos, was das Zeug hält. Ja er ist's, sie kann ihn deutlich beobachten, ohne daß er sie bemerkt. Sein Gesicht ist bleich, aber seine Züge sind fein, seine einst rohen Hände sind weiß und biegsam geworden, jetzt schaut er von der Arbeit auf, um wieder vollen Atem zu holen, da begegnen sich die Blicke, und es leuchtet plötzlich in beiden auf in gleichem Feuer, in gleicher Liebe, in gleicher Sehnsucht. Sie eilt hinein, er humpelt ihr entgegen, im matt erhellten Hausflur kommen sie zusammen. Sie sinkt an seine Schulter

und weint, er lehnt zurück, um festern Stand zu gewinnen. Darf er sie umschlingen und an sich pressen, darf er sie die Seine nennen oder sind es bloße Mitleidstränen, die dem armen Krüppel gelten, hat es die gute Rose einfach menschlich übernommen; ihn so wieder zu sehen? Er hat sich beherrschen gelernt. Er spricht zu ihr mild und freundlich, fast wie eine Mutter zum weinenden Kind. „Mußt nicht traurig sein um mich, liebe Rose. Es ist mir jetzt wohler als

da ich noch kein Krüppel war, habe auch einen guten Verdienst und finde auf einem Bein den rechten Weg nun viel besser als früher auf beiden.“ Da sah sie zu ihm auf und die Blicke fanden und verstanden sich im Dästern. „Ich weine ja nicht aus Trauer, sondern aus Freude, dich wieder gefunden zu haben, könne ich endlich nur immer bei dir sein und immer für dich sorgen, du bist lange genug einsam gewesen.“ Kaum war ihr dies Geständnis über die Lippen gekommen, so fand sie die Selbstbeherrschung wieder. Sie richtete sich wieder auf, aber nicht barsch und heftig, mit einem Mann, der nur auf einem Bein stehen kann, muß man sorgsam umgehen. Und sie ließ es geschehn, daß er nun seinerseits sie umschlang mit einer Inbrunst, die sie fast erschauern machte und sie fühlen ließ, daß er,

obwohl ein Krüppel, doch kein Schwächling geworden. Immer und immer wieder fragte er in staunender Bewunderung: „Ist es dein heiliger Ernst, mich auch so zum Manne zu wollen? Rose, liebe Rose, wird es dich sicher nicht gereuen?“ „Gewiß nicht,“ sagte sie ruhig und fest und gleichzeitig fiel ihr Blick auf die beiden Mädchen, die ob der ungewohnten Szene ängstlich geworden waren und Tränen in den Augen hatten. Nun fanden beide die volle Selbstbeherrschung wieder und Rose erklärte den Kindern gleich, sie habe einen lieben Bruder wieder gefunden, den sie lange Jahre nicht mehr gesehen und der inzwischen das große Unglück gehabt habe, ein Bein zu verlieren. Dann erzählte sie Johann von ihrer gegenwärtigen guten Dienststelle, aber von den Aussichten, die sich ihr da geboten hatten, vermied sie selbstredend auch nur die leiseste Andeutung zu machen. Sie



redeten eine nächste Zusammenkunft ab und schieden dann rasch von einander, bevor sich unwillkommene Zuschauer um sie gesammelt hatten.

Die Geschichte könnte hier schließen, denn die Rose war nun auf dem Heimweg so schön wie noch nie zuvor. Es glänzten beständig Freudentränen in ihren Augen und sie war mit den Kindern so lieb, daß eine Mutter nicht lieber sein kann. Aber ich will doch noch weiter berichten. Sie beichtete ihrem Herrn ihr Erlebnis und teilte ihm ihren Entschluß mit. Er wandte sich ab und sah durch die Scheiben, schwer atemholend, dann kehrte er sich ihr wieder zu und sprach mit künstlich fester Stimme: „Ich werde Ihren Entschluß gut heißen müssen, wie alles gut war, was Sie im mittleren Hause geleistet. Es wird mir sehr schwer, Sie scheiden zu sehen, aber ich kann nichts dagegen sagen. Gott segne Sie!“ Sie stammelte etwas von herzlichem Dank und eilte hinaus.

Später stand der edle Herr den Verlobten mit Rat und Tat zur Seite, daß sie ein kleines aber so-

lides Tuch- und Maßgeschäft übernehmen könnten, und als der glückliche Tag der Hochzeit kam, der im engsten Kreis gefeiert wurde, nahm er mit den Kindern an der bescheidenen aber herzlichen Feier teil und hatte den kleinen allerliebste selbst gedichtete Verse beigebracht, die sie mit Freuden der neuen Tante Rose und dem neuen Onkel Johann vortrugen.

Unvermerkt war das ursprünglich bäuerliche Paar ein städtisches geworden, aber es hielt vom Lande fest den schlichten, treuen, einfachen Sinn. Ein einziges Mal im Jahr wurde scheinbar groß getan; dann ging es per Wagen nach Mühldorf hinaus und langsam an allen jenen, einer Kutsche zugänglichen Stätten vorüberfahrend, da sie als Kinder zusammen gespielt und wohl auch hie und da geschmolzt hatten, verlebten sie felige Stunden der Erinnerung, und zur Ehre des Dorfes sei es gesagt: da war niemand, der sie nicht freundlich grüßte oder ihnen diese Freude vergällt hätte.

Moderne Busch-iade.

Ach, was muß man oft von bösen
Buben hören oder lesen,
Und zwar nicht allein von diesen,
Welche Max und Moritz hießen,
Nein, es gibt auch Weiblichkeit,
Welche Sorgen uns bereiten,
Die, anstatt in Hymens Bande
Ehr' zu machen ihrem Lande,
Oftmals noch darüber lachen
Und sich heimlich lustig machen.
Ja, zur Uebeltätigkeit,
Dazu sind sie stets bereit,
Steine in die Scheiben röhren,
Und die Häuser zu verschmieren,
Und mit Säuren alle Sachen
Von der Post kaput zu machen,
Auf den Gassen demonstrieren
Und das große Wort zu führen,
Selbst die Polizei zu höhnen,
Samt der Uniform, der schönen,
Das scheint ihnen angenehmer
Und sie finden's noch bequemer,
Als als teure Gattin, leise,
In des Hauses engem Kreise,
Mütterlich ihr Amt zu üben
Und den Herrn Gemahl zu lieben
Und ihm stets, mit milder Schonung,
Im Bezirke ihrer Wohnung,
Peu à peu in allen Dingen
Ihre Meinung beizubringen
Und alsdann zu seiner Ehre
Tun, als ob's die seine wäre. — —
Das kann ihnen nicht genügen,
Nein, in langen, vollen Bügeln
Wollen sie die Herrscher-Wonne
Trinken aus der Schickals-Tonne.

Und vom männlichen Geschlechte
Fordern will sie alle Rechte.
Ja, in voller Rüstung jede,
Zieh'n sie aus zu grimmer Fehde.
Dies geschieht in Angel-Sachsen,
Wo die Suffragetten wachsen.
Ach, es ist nicht auszudenken
Wie sie die Moral verrenken.
Eine Rute ihrem Lande,
Zieht die gottverlaß'ne Bande,
Aller Frauenwürde Zier
In den Schmutz der Herrschbegier.

Ach wie froh sind wir dagegen
Doch in unserer Ordnung Segen.
Fühlt auch etwa dann und wann
Eine Frau sich manchmal Mann,
Hört man etwa hie und da
Was für Frauenrecht geschah,
Kann man doch die Achseln zucken
Und das Ding in Ruh begucken.
Doch es sei nicht unbesprochen,
Dass wer einmal „Blut gerochen“
Schwer in die Gefangenschaft
Wieder wird zurückgeschafft.
Deshalb rufe ich zum Schlusse:
Hütet euch vor dem Verdrusse,
Und bedenket, was die Briten
Von den Suffragetten litten!
D'rüm, daß hier im Schweizerlande
Nie erstehe solche Schande,
Tue jeder seine Pflicht,
Andere Mittel gibt es nicht.
Deshalb rat' ich frank und frei:
Junge Schweizer: r a t e t - h e i!

Emilie Voher-Werling.